

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **8 (1926)**

Heft 33

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.20, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland bei 20 Porto zu obigen Preisen. Bestellungen zusammen mit den 20 Fr. Erhältlich auch in familiären Bahnhofs-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Vertriebspreis: Für die Schweiz: Die einpfeilige Nonpareille-Zelle 20 Fr., Ausland 40 Fr. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2. per Zeile. Schriftgröße 80 Sp. Seine Verbindlichkeit für Platzierungsbedingungen der Ankerk. / Ankerzeitung: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Nachnahme: Dr. G. S. J. Zürich, Sihlstrasse 43, Telefon 6. 65.49, Postfach-Konto VII 3081 / Druck und Expedition: Buch- und Kunstverlag A. Peter, Pfaffen-Straße, Tel. 60

Nr. 33

Zürich, 13. August 1926

VIII. Jahrgang

Wochenchronik. Schweiz.

Weber aus dem Reich der eidgenössischen, noch der kantonalen Politik ist in diesen Wochen viel zu berufen; doch werden da und dort gelegentlich Regierungsbotschaften gefast, die um ihrer Eigenart willen beachtenswert sind.

Im bernischen Amtsbezirk Saanen liegt weitabgelegen im Gebirge das Dörfchen Wädenswil. Von 150 Einwohnern ist dort in den letzten Jahrzehnten die Bevölkerung auf 70 Seelen gesunken; nur 14 sind stämmige Bürger. Der bernische Regierungsrat hatte nun auf eine Anregung hin zu prüfen, ob nicht aus Ermahnungsünden die Pfarrei aufzuheben sei. Gibt es doch Jahre, wo der Geistliche dieses protestantischen Dörfchens weder bei einer Taufe, noch bei einer Hochzeit, oder einer Beerdigung mitzukommen und auch keinen Konfirmationsunterricht zu erteilen hat. Doch ist er den Leuten da oben nicht nur religiöser, sondern auch juristischer, medizinischer, pädagogischer Berater und Helfer. Der junge Pfarrer und seine Gattin, die eben erst in Abfälligkeiten wirken, lassen diese freiwilligen Pflichten überaus ernst auf. Im Hinblick auf die Kulturarbeit, welche ein Pfarrer von Abfälligkeiten im weitesten Willen leisten kann, hat der bernische Regierungsrat den ehrenvollen Beschluß, die Pfarrei Wädenswil aufrecht zu erhalten. Um aber dem Pfarrer, der am liebsten zu wenig zu tun hat, doch eine offizielle Funktion zu überbinden, die ihm die nötige Berechtigung verleiht, wurde ihm auch das Amt des Lehrers für die 4-7 Schulinder der Gemeinde übergeben. Theoretisch hat damit die freiständige Berner Regierung eine Regelung getroffen, die im Gegensatz zu den sonstigen schweizerischen Pfarren eine Schule zu trennen; praktisch aber muß man die Lösung begrüßen; sie findet den Beifall von Pfarrer und Gemeinde.

Ausland.

In Mexiko, wo die katholische Kirche über gewöhnliche Verhältnisse verfügt und in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein unbedingte Macht besaß, hat gegenwärtig der alte Streit zwischen Regierung und Klerus einen hohen Grad leidenschaftlicher Erbitterung erreicht. Die Regierung mit dem sozialistischen Präsidenten Calles an der Spitze wendet alle Energie auf, um die Machtprobe zugunsten des Staates zu gestalten und Mexiko den schmerzlichen Kämpfen anzureißen, die den nünftigen Kampf heftiger bekämpfen. Die mexicanische Regierung kann sich dabei auf die Verfassungsmäßigkeit ihres Vorgehens berufen; denn die von den Vereinigten Staaten von Mexiko 1917 beschlossene und heute in Kraft stehende Verfassung enthält den Grundlag vollständiger Trennung von Kirche und Staat. In einer Reihe von Paragraphen sind entsprechende Bestimmungen niedergelegt; so wird unter anderem der Kirche jeglicher Einfluß auf die Schule untersagt; die religiösen Beerdigungen werden unterdrückt; die Freiheit des Kultus ist gewährleistet, jedoch haben religiöse Handlungen sich nur im Innern der Kirche oder im Schoße der Familie zu vollziehen. Gegenfälligerweise erregte bei den Klerikalen den höchsten Anstoß der Paragraph 27 der Verfassung, der alle unbemittelten kirchlichen Güter wie Kirchen, Klöster, religiöse Stiftungen, die im Eigentum der Kirche sind, erklärt. Die Befehle, welche die Ausführung dieser Verfassungsbestimmungen erregten, traten am 1. August dieses Jahres in Kraft; sie bildeten den Ausgangspunkt des erregten Streites. Der Umstand, daß eingeleitete Maßnahmen über das

hinausgehen, was man als strikte Staatsnotwendigkeit bezeichnen kann, führt der Opposition gegen die Regierung aus Elementen, die grundsätzlich die Trennung von Kirche und Staat bejahen, unnötige Schärfe ab.

Jugendfeste, Vaterland und Militarismus.

In welchem Zeichen soll das rechte Jugendfest stehen? Nun, ich denke in dem der Freude, der herzlichen und überfließenden Freude, so daß die Ernsthaften und Erwachsenen gerührt und schmungelnd dabei stehen, eigener Jugendzeit gedenkend.

Soll dem Fest aber ein Wert über den einen Tag hinaus inne wohnen, so wird man ihm wohl noch einen andern Sinn als denjenigen der vergänglichsten Lustbarkeit geben müssen.

Es gibt etwas, wofür jedes junge Herz zu begeistern ist: das Vaterland. Weihen wir ihm, dem Vaterland, die Feste unserer Jugend, und sie werden voll Glut und heller Freude sein! Wenn das Kind auf seinen Schulreisen einen Teil unseres schönen Landes kennen gelernt hat, so darf man ihm wohl an einem festlichen Tag des Jahres sagen, daß unsere Heimat wert ist, von uns allen geliebt zu werden! Reiche Wälder und grüne Weiden, Wälder und Ströme und blaue Seen, und die hohen Berge mit ewigem Schnee, — versteht ihr nun, warum wir von der Heimat singen: Wie so innig, feurig lieb ich dich!

Die Jugendfestgemeinde wird leuchtenden Auges ihre Vaterlandslieder herauschmettern. Das wäre der Luftstich zu dem, was nun erst kommen muß!

„Buben und Mädchen,“ würde der Festredner weiter sagen, „man merkt es euren Liedern an, daß ihr spürt und versteht, wie gesegnet mit Schönheit unser Vaterland ist. Vergesst aber nicht, daß das, was wir hier befehen, nicht die ganze und fertige Heimat ist. Klein, es ist nur ein Körperteil, und obwohl er schön ist wie kein anderer, so fehlt ihm das Beste, wenn er keine lebendige Seele hat. Die Seele unseres Vaterlandes, das sind seine Menschen, ihr und wir alle, die im Schweizerlande wohnen. Schmach dem Lande, dessen Seele grämlich und kleinlich, heil ihm, wenn sie gültig und stark, gläubig und mutig ist! Es liegt nicht in eurer schwachen Kraft, Kinder, den toten Körper eures Vaterlandes zu beschützen. Wohl aber ist eure Kraft nicht zu klein, seiner lebendigen Seele zu dienen. Dener der Heimat sollt ihr werden: Helfen sollt ihr, daß die Schweizersee ein wenig heller und zukunftsreicher wird, daß

mehr Güte und Menschlichkeit in ihr wach werde! Das aber gelingt nicht mit Niederzinsen, so schön die Vaterlandslieder auch sind, das gelingt einzig durch Taten! Als vor zwei Jahren Wildwässer das Tessinerdorf Sommo zerstörten, gingen Schweizer hin und arbeiteten wochenlang freiwillig am Wiederaufbau des Dorfes. Das waren rechte Diener des Vaterlandes. Ihr müßt, daß unser Land auch jetzt wieder solcher Helfer bedarf. Wasser und Sturm und Erdbeben haben im Westen, im Norden, im Osten überblühende Dörfer namenloses Unglück gebracht. Was wollt ihr dazu tun? Ihr Mädchen im weißen Kleide und Rosenkränzen im Haar, euch wird man wohl nicht hinaus schicken können, um Steine wegzuräumen, und auch ihr Buben seid noch zu unerfahren, um Bäche einzudämmen oder Häuser aufzubauen. Dennoch, wenn ihr wollt, so könnt ihr es zustande bringen, daß einem Baubietermädchen oder einem Buben aus dem Gut das Vaterhaus wieder aufgebaut werden kann. — Schaut, ein ganzes Berglein von Geld ist in unserer Stadt zusammengetragen worden für euch, um euer Fest zu verschönern. Wir haben es weder in Fahnen noch Plakate noch Gaben umgekehrt, weil wir an die Schweizerkinder denken, die jetzt in Not sind. Euch soll das Geld gehören, um je n e n zu helfen! Ihr sollt euch heute in Spielen und Wettkämpfen messen, ihr sollt durch schöne Reigen die Zuschauer unseres Festes gefreudigt machen. Jedes, auch das Kleinste von euch, kann sich seinen Preis verdienen, und wer als Sieger hervorgeht, wird nur der erste, aber nicht der einzige sein, der frohen Herzens seine Gabe hingibt für ein unbekanntes Wüchlein im Jura, oder — für die Seele des Vaterlandes. Wüßt ihr Kinder, was ihr damit tut? Zum erstenmal in eurem jungen Leben zündet ihr ein Sternlein an am Schweizerhimmel. Wüßt ihr dabei fühlen, daß ihr dazu berufen seid, in eurem Leben noch viel tausend Sternlein leuchten zu lassen über der Heimat!

So denkt ich mir, könnte ein Jugendfest im Zeichen der Vaterlandsiebe stehen.

Wir haben eine Stadt im Schweizerland (ihren Namen nenne ich nicht), die bekannt ist für ihren behafteten und „ausdrucksfähigen“ Patriotismus. Auch sie will ihr Jugendfest in den Dienst des Vaterlandes stellen. Doch braucht sie Gewehre und Kanonen und verkleidete Erwachsene dazu. 12-13jährige Kadetten spielen Krieg mit fremden Wüchsern. Nach dem begeisterten Berichterstatter haben die Gewehre geknattert, die Mörser gehäut, selbst Gasbomben und „tobdringende Handgranaten“ waren mit im Spiel. Der

„Feind“ schickte sogar ein Amazonenkorps (junge Mädchen mit Gewehren ausgerüstet!) ins Feld, aber umsonst, die Artillerie sandte ununterbrochen ihre Werderben spielenden Granaten und angefeuert durch die marxistischen Klänge des Sempacherliedes, formierte sich das ganze Kadettenkorps zum imposanten Generalangriff, der mit einer solchen Berce und Durchdringungskraft einwirkte, daß der letzte Widerstand brach —

So der Berichterstatter. Die Zuschauer aber hatten Gelegenheit, bewundernd zu sehen, wie das „Siegesgewohnte Banner“ (!) der Kadetten im Winde flatterte, und wie der gefangene Feind (Neger, Indianer, Amazonen usw.) im Triumphzug durch die Stadt geführt wurde. Geschehen im Juli 1926!

Auch wir könnten als Zuschauer lächelnd dabei stehen, wenn — ja, wenn wir noch das Jahr 1913 schreiben. „Ein Stück Bubentomant!“ würden wir denken, und wie dem leicht nur ein wenig wundern, daß auch Erwachsene noch so sehr im Banne Karl May's stehen können. Heute ist dieses bühnende Wüchlein nicht mehr am Platz! Wenn es wahr ist, daß das Volksfest die Blüte des Volkslebens bildet, so müssen wir mit schmerzlichem Ernste bedenken, daß unser Volksleben an einer gefährlichen Seuche leidet: es trägt den Bazillus der Gebantenlosigkeit in sich. Nun ist es zwar nicht so, daß die Patrioten und Organisten dieser Kriegsspieler sich „nichts dabei denken“. Im Gegenteil, mächtig Große denken sie sich. Sie stellen das Jugendfest bewußt in den Dienst des Vaterlandes, wie sie ihn verteidigen — oder (nennen wir es beim wahren Namen) des Militarismus. Also das Fest der Jugend im Dienste des Militarismus! „So bekämpfen wir bei uns den Antimilitarismus“, schrieb am Abend des Festes das Oberhaupt auf einer Karte an eine militärische Größe nach Bern. Die Karte aber trug das Bild einer Amazone!

Lieb Vaterland magst ruhig sein, Bub' und Mädchen haufen drein!

Wer in vollem Ernste glauben kann, durch Amazonen und andere verkleidete Kriegsspieler dem Antimilitarismus einen Stoß zu verfehen und dem Vaterland einen Dienst zu erweisen, dem lassen wir das Vergnügen, denn er ist nicht sehr gefährlich. Schlimmer ist die Gebantenlosigkeit auf Seiten der Zuschauer, der Masse Volk. Sie, die nicht selbst von der Romantik des Mitspielens gepackt sind, müßten sich — just wenn sie als Patrioten alten Schlags die Wehrhaftigkeit unseres

Beilagen. Reden mit einem Kinde.

Von W. Ueber Waffer.

(Fortsetzung.)

Kindertriumph.

Da ich im Garten eine Bank aus Balken, Brettern, Nägeln und mit allerhand Werkzeugen hergerichtet, so waren die Kinder dabei. Sie sind ja unermüdlich dabei, aller Dinge Art und Gebrauch kennen zu lernen. „Sch kann Nägel aussuchen, ich kann Bretter nageln, ich kann sägen!“, das ist ihnen immer ein neuer Sieg über das Leben. Die Erquickung, den Gang eines Wertes mitzuerleben, ist ihnen die höchste Freude. Hellmut beobachtete mich und sprach dann: „Gelt, Walter, du siehst Dinge, die es noch gar nicht gibt!“ Ich nickte das Wort, wie wenn jemand den Finger mir aufs bloße schlagende Herz bargelegt hätte. Da wir nun beim Erbauen einer Bank mit sehr vielen Nägeln zu tun haben, so kommt Hellmut auf eine merkwürdige Tatsache; sie zählen an den Nägeln herum und Hellmut spricht: „Walter, wenn man zehn mal zehn hundert und zehn mal hunderttausend hundert sind, warum sind nicht zehn mal tausend eine Million?“

Denn der kleine Freund, der die Anzahl der Nägel betrachtete, die er in Worten noch nicht fassen kann, da seine Zahlbegriffe noch unter zehn schwanken, besteuert, um doch des Mannigfaltigkeitseindrucks Herr zu werden mit einem Vergleich die Menge: „Wir haben zu Hause noch mehr Nägel!“ — „So?“ sagt Hellmut. „Wir haben an der Habelbank noch zwei Kisten voll.“ — „Und wir eine Kiste voll!“ sagt der kleine Freund. „Ich lauche von meiner Arbeit auf, wie das weiter geht; denn sie müssen sich doch gewiß überbieten.“ Hellmut sagt: „Wir haben so große!“ Er gibt eine kleine Handspanne an. „Und wir noch größere!“ sagt der kleine Freund und braucht gleich beide Hände zur Bezeichnung ummäßig großer Nägel. Da nun ich sah, wie das Gesicht meines Brüdchens in das Entzücken eines ganz königlichen Triumphes ausbrach: „Wir haben r o s t i g e!“ sagte Hellmut. „Die habt ihr nicht!“

Und mit dieser so schlichten Wahrheit hatte er im Weltreife gelangt. Wer hätte diese Wahrheit überbieten können? Der kleine Freund konnte nur einstimmen in das fröhliche Lachen des jungen Siegers. Diese Geschichte war nun nicht von Gott; aber sie hat etwas so tief Menschliches, daß sie mir immer mit einer von der Plage der Wirklichkeit erlösenden Größe im Herzen steht.

Vom Kinde.

Ich habe Kinder nie als kleine, unentwickelte Wesen, arm an Erfahrung, klein an Wissen angesehen können. Gewiß ist das, so wie die meisten Menschen davon sprechen, richtig. Allein, ich habe doch immer, wenn ich mein Brüdchen sprach, und wenn ich seine Geleihen und Kameraden sah, ganz anders von den Kindern gedacht. Da sah ich kleine Menschen, loszulagende Zwerge, jedoch die scheinen nur klein. Ueber jedem von ihnen

steht, träumt, ruht das, „was sie noch wachsen können“, wie eine hohe Krone, wie ein starker Baum oder wie eine Güte aus Glanz und Zukunft ihnen zu säulen. Die Säule reicht bis in den Himmel, bis in die Sonne. Rührt ihr nie gesehen, wie die Kinder ihr Haupt rückwärts legen, wie sie sich hin einfügen, wie sie hineinhängen in diese Säule? Vielleicht preden sie die Engel zu ihnen.

Das macht die unglücklich schöne Frohheit der Kinder aus, daß sie sich täglich überwinden. „Ueberwinden“ — nicht so, wie wir Großen das meinen, wenn wir uns etwas verlagern oder uns in Schmerz und Ruhe finden. Die Kinder überwinden sich selbst täglich, ohne daß sie es wissen; sie wachsen. Es ist so: Ein Kinderkörper ist wie ein Schiff voll tauchendfähiger Schalen. Darin sammeln sie, was ihnen den Tag über begegnet, den Schimmer der Wissen, die Lustigkeit der Dinge, den Duft der süßen Früchte, die Liebe der Gespielen, das Lied der Mutter, das Wort der großen Leute, Sonne, Mond und Sterne, alles, alles, das nennen sie „Welt“. Ganz unendlich viel, soviel wie später nie mehr in seinem Leben, findet, greift, nimmt, empfängt ein Kind jeden Tag, füllt jede Schale, bis es müde abends in den Schlaf ruht. Erwacht es aber morgens, so geht ein freudiger Schreden durch seinen Körper; wie wenn ein Wüchlein sich des Abends in eine schmale, enge Hütte niederlegte, die kaum mehr die Geräte, die Habe, die Tüch, Geld und Gut fähig, und findet sich morgens, wenn er erwacht, er weiß nicht wie, in einem großen weiten Hause mit Tennen und Dienen, mit Säulen und Sämmern — und alles ist noch unerfüllt. — so geht es den Kindern am Morgen in jedem Wiedererwachen durch ihren Körper, noch unentwickelt; mit unbegrenzter Lust springen sie in den jungen Tag, in die Welt. Sie haben sich überwun-

den, indem sie alle Gefäße erweiterten, wandelten, vergrößerten; indes wir Großen erst an unseren ungewachsenen alten Gehäusen das ärgerliche getrige Geräusch hinauswerfen müssen, um Platz zu haben für neue sonnige Freude, oder mühsam, mühsam uns hinüberzuleppen von heute zu morgen. Sie fühlte ich solches Zittern, solchen graulichen Schmerz als in jenem Augenblick, jenen Morgen, jenem Frühling, wo die Welt wie immer in mir spannten und ich fühlte, ich begriff: mein Leib wächst nicht mehr. Da ich ich zuerst das höhnliche gräßliche Lächeln des Todes. Das Kind aber wächst jeden Tag in seine unendliche große Welt. Es wächst hinauf in die Höhe seiner Zukunft, bis es in die Demantkronen des Himmels gemachelt ist. Wir hätten sie alle empfangen können. Warum haben wir sie so oft verloren?

Erörtern wir nicht fast täglich über die Arbeit, die aus unsern Händen hervor geht? Werden uns nicht die Maschinen, die Fabriken zu maßlosen Ungeheuern, zu Stürmen und Revolutionen, obwohl wir eben doch noch einen kindlichen Stolz empfinden über das erregende „Wert“, wie einmala, als wir noch aus höchstem Baumholz Tisch und Stühle zumachen? Wir erschrecken, weil wir nicht mehr begreifen, was wir tun. Wir wir Maschinen, Kolonnen, Automobile, wie wir sie gebaut haben, nicht mehr hineinbeziehen können in das Geföhren der Blumen und Tiere, der Wälder und Winde. Denn das Kind taucht alle seine Erlebnisse wieder hinein in die „Welt“. Sonne und Sterne, Blumen und Berge bauen seinen Körper und bilden seine Gedanken. Wüßt ihr, was Elektrizität ist? Ich will euch erzählen, wie das Kind von den Maschinen erbaud-

(Schluß folgt.)

Volkens über alles stellen — doch fragen: Können wir wirklich einem ernsten Gotte dienen, wenn wir ihm eine Warrentappe aufs Haupt setzen? Und der Militarismus ist ein gewaltiger Gott! Wir alle haben seinen Ernst verspürt vor zwölf Jahren in jenem Sommer, da man nachts endlos die Munitionswagen auf den Eisenbahnschienen rollen hörte, da man dem schweren Tritt marschierender Bataillone lauschte, da von der Grenze die Kanonen donnerten.

Wir Schweizer sind jetzt in der vitalsten Frage unseres Landes in zwei Lager gespalten. Die einen sagen: Hat uns nicht gerade der Krieg geerbt, wie notwendig unser Heer ist? Gollten wir deshalb nicht alle Opfer bringen, unser Land zu schützen? Ist nicht ein Schwächling, wer hier nicht mitkämpft?

Wir andern sagen: Hat nicht gerade der Krieg geerbt, wie rettungslos die kämpfenden Völker zu Grunde gehen, ob sie nun unterliegen oder siegen im Kampfe? Mühen wir deshalb nicht alles tun, um neue Wege der Verständigung unter den Völkern zu finden? Ist nicht derjenige der einzig Starke, der es magt, diese neuen Wege zu gehen? Der dem Krieg und der Waffe abjehört?

Diese beiden Überzeugungen sind schließlich eine Sache des Glaubens. Nur, lieber, wir Schweizer beider Lager sind gar zu schwächliche Glaubensbekämpfer! Sonst müßte längst schon im Nationalrat der Mann aufgefunden sein, der sagt: Es gibt keine anderen Wege unter den Völkern, als denjenigen der Gewalt. Wollen wir unser Vaterland wirklich verteidigen, so können wir das nicht mit lächerlichen 80 Millionen tun, nein, laßt uns auf den Altar des Vaterlandes niederlegen alles, alles, dessen wir fähig sind: Zeit, Vermögen, Körperkraft, Geist der Lebendigkeit!

Einem solchen konsequenten Befehrer zur Gewalt als Mittel des Vaterlandsschutzes könnten wir unsere Achtung nicht versagen. Wohl aber wenden wir uns gegen jene, die da meinen, es genüge, ein guter Patriot zu sein, wenn man recht heftig Vaterlandslieder singt, die Kadetten Krieg spielen lehrt, die alten Helden verehrt, den Staat, den man um die Steuern betrügt, möglichst oft und laut hochleben und im übrigen die Helfetia eine gute Frau sein läßt!

Wie aber steht es mit uns andern? Die wir als Frauen den Frieden möchten und uns also Pazifisten nennen müßten? Wie bekämpfen wir den Militarismus? Stehen wir nicht auch noch allzuoft lächelnd als Zuschauer, wenn ein bitter ernstes Stück Leben an uns vorübergeht? Können keine einzige Frau, die den Krieg liebt und sich zu ihm bekennen möchte, im Gegenteile, wir alle sind sehr heftig in den Ausdrücken der Abwehr gegen den Krieg. Dennoch fanden sich in unserer Jugendfeststadt junge Mädchen, die als Amazonen freudig beim Kriegsspiel mitkämpften. Und würde es eine einzige Schweizerstadt geben, wo sie nicht in Menge zu finden wären? Würde es ferner einen einzigen öffentlichen militärischen Anlaß geben, wobei nicht gerne lächelnde und neugierige, "kriegshafte" Frauen als Zuschauerinnen künden?

Gebantenlos im Aufstehen und schon im politischen Handeln gegen den Krieg, so sind wir Schweizerinnen. Englische Frauen auch fürzlich als Wärlenerinnen durch ganz England von Ort zu Ort, protestierend gegen den Krieg und demonstrierend für die Schiedsgerichtsbarkeit der Völker.

Wenn werden wir Schweizerinnen einmal protestieren, fest und unbeding, gegen ein Böses? — oder gar demonstrieren für eine gute Sache?

Schürfte, bis dann wird noch manches Jugendfest im lieben Schweizerland mit militärischem Gepränge gefeiert werden. — M. Dejeune-Zehle.

Eine internationale Universität für Politik.

Einer der interessantesten und nach meiner Überzeugung durchgängigsten Vorschläge, die in letzter Zeit auf dem Gebiete internationaler Verständigung gemacht worden sind und der gegenwärtig auch in Völkerverstrebungen sehr besprochen wird, ist der Vorschlag der Gründung einer internationalen Universität für Politik von Prof. Barany-Upala, Schwaben.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß nur der in seinem Beruf hervorragende leisten kann, der bei umfangreicher Allgemeinbildung sein spezielles Fach in allen Teilen beherrscht. Was für Lehrer, Philosophen, Naturforscher, Ärzte, Juristen, Schachspieler, Gärtner, überhaupt Berufsmenschen als selbstverständliche Voraussetzung gilt, erzieht bisher für den Staatsmann und Politiker überflüssig. Jeder fällt für sich bereit, ohne jede Kenntnis um politischen, und die Weisheit haben von dem tatsächlichen Zusammenhänge der Völker und der ganzen Welt keine Ahnung. Sie verfolgen lediglich ihre nationalen Interessen, was dabei herauskommt, hat uns der Weltkrieg und was darauf folgte, gezeigt. Wir haben bisher keine Bildungsmethode, die in unvoreingenommener Weise Sachkenntnis vermittelt, die jeder Staatsmann, Politiker und Schriftsteller sein eigen nennen sollte. Diesem Uebel will Prof. Barany durch die Gründung einer internationalen Universität für Politik abhelfen. Diese Universität soll zuerst die Aufgabe haben, ununterbrochene Forschungsarbeit internationaler Angelegenheiten zu betreiben und andererseits künftige Staatsmänner, Politiker und politische Schriftsteller aller Länder zu erziehen, ohne jede Kenntnis um politischen Zusammenhänge aller Nationen, Schaffung von internationalen Forschungsinstituten für Politik.

Die Hochschule für Politik, wie sie 1871 in der Ecole Libre des Sciences Politiques in Paris gegründet wurde und aus der ausgezeichnete Politiker hervorgegangen sind, sowie die nach dem Krieg in Amerika und Berlin gegründeten Hochschulen für Politik genügen einem Teil der Aufgabe, die der wirklich internationale Charakter der Universität ist die Zusammenarbeit von Lehrenden wie Lernenden aus allen Ländern erzielt wird.

Von einem Staatsmann und Politiker muß in erster Linie gefordert werden, daß er nicht nur die Interessen seines eigenen Volkes im Auge hat, sondern auch die der anderen kennt und berücksichtigt. Staatsmänner müssen die Welt als einen Gesamtorganismus empfinden. Zweck der internationalen Universität für Politik ist es, Wissen über die Zusammenhänge der Völker der Welt zu verbreiten, Kenntnisse internationaler Art zu vermitteln und zwar auf den Gebieten der Geschichte, der Nationalökonomie, des Handels, der Finanzen, der politischen Psychologie der verschiedenen Staaten. In den Festsetzungen müssen die Welt als einen Gesamtorganismus empfinden. Zweck der internationalen Universität für Politik ist es, Wissen über die Zusammenhänge der Völker der Welt zu verbreiten, Kenntnisse internationaler Art zu vermitteln und zwar auf den Gebieten der Geschichte, der Nationalökonomie, des Handels, der Finanzen, der politischen Psychologie der verschiedenen Staaten. In den Festsetzungen müssen die Welt als einen Gesamtorganismus empfinden. Zweck der internationalen Universität für Politik ist es, Wissen über die Zusammenhänge der Völker der Welt zu verbreiten, Kenntnisse internationaler Art zu vermitteln und zwar auf den Gebieten der Geschichte, der Nationalökonomie, des Handels, der Finanzen, der politischen Psychologie der verschiedenen Staaten. In den Festsetzungen müssen die Welt als einen Gesamtorganismus empfinden. Zweck der internationalen Universität für Politik ist es, Wissen über die Zusammenhänge der Völker der Welt zu verbreiten, Kenntnisse internationaler Art zu vermitteln und zwar auf den Gebieten der Geschichte, der Nationalökonomie, des Handels, der Finanzen, der politischen Psychologie der verschiedenen Staaten.

Der Ort der Errichtung dieser Universität werden die Schweiz (Genève, Gland, Yverdon), Schweden (Landskrona, Stockholm) oder Dänemark vorgeschlagen. Für die Schweiz und Holland spricht die Lage, weil sie die Welt als Klima, der sich des Völkerbundes (Genf) und des internationalen Gerichtshofes (Genf).

Eine internationale Universität für Politik im Sinne Barany's wird Politikern und Staatsmännern die erforderlichen Kenntnisse vermitteln und ihnen die internationalen Beziehungen der Völker und die Zusammenhänge der Welt darlegen, wird sie, und das ist das Allerwichtigste, mit den berechtigten Bedürfnissen und Forderungen aller Völker, Rassen und Klassen vertraut machen. Daraus erwächst ein gegenseitiges Verständnis, welches die erste Bedingung zum Aufbau gegenseitigen Friedens, zur Vermeidung künftiger Kriege ist. Somit ist nicht zu viel gesagt, daß die Gründung einer internationalen Universität für Politik zur Erhaltung des Weltfriedens von größter Bedeutung wäre. Ida Gustava Feymann.

Internationale Sommerhule für Friedensarbeiter.

(Internat. Frauenliga für Frieden u. Freiheit.) Diese in der Weltanschauung in Gland stattfindende Sommerhule für Friedensarbeiter hat bereits eine zweimonatliche, reiche Tätigkeit hinter sich. Teilnehmer aus 16 verschiedenen Ländern folgten den Vorlesungen und Diskussionen mit regem Interesse. Professor Barany, von der Universität Upala,

eröffnete die Reihe der Vorträge durch Besprechung seines Vorschlags einer internationalen Hochschule für Politik, zur Ausbildung von Staatsmännern, Diplomaten, Politikern und Journalisten. Dieser Vorschlag lag in den Kreisen des Völkerbundes günstige Aufnahme. Nachmittags fand eine Tagesbesprechung statt. Die Tagesbesprechungen der französischen Sektion der F. F. F., über Erziehung zum Frieden, Frieden, so führte Mme. Duguesne aus, kann nicht künstlich geschaffen werden, Frieden ist ein Ergebnis und so lange, als gewisse soziale und wirtschaftliche Verhältnisse bestehen, werden sie nicht erfüllt sein, kann dauernder Friede weder innerhalb der Nationen noch zwischen den Völkern hergestellt werden.

Es sprach ferner Milan Matton von der Weltanschauung über Politik und Politik im Dienste der Friedenspropaganda, mit Vorkühnungen ihrer Schülerinnen; M. Sanders, von der Organisation des internationalen Arbeitsamtes in Genf; M. Zambrini, persönlicher Freund und Angehöriger der Nationalbewegung in Indien und deren Rückwirkung auf den Weltfrieden; Frau Bojilowa-Petkoff, Vorsitzende der bulgarischen Sektion der F. F. F., über Gewaltlosigkeit; Marguerite Gobat, über Politik und Frieden; Dorothea Dejer, Sekretärin der amerikanischen Sektion der F. F. F., über Friedensarbeit in den Vereinigten Staaten; Prof. Salabadori über das Problem des Pazifismus; Alice Descourtes in zwei Vorträgen über das Thema Kinder und Frieden; Milena Kloma, von der tschechoslowakischen Sektion, über das brennende Problem der Kinderarbeit; Helene Monastier, aus Lausanne, über die Zentralstelle für Friedensarbeit in Zürich und Züridienst.

Es finden jeden Tag Kurse für Sprachen und Vorkühnungen statt. Eine angenehme Abwechslung bilden die abendlichen Vorkühnungen der Mitglieder in der Umgebung, wie Chemnitz, Coppel, St.-Gerques, Kundreie auf dem See und andere. In der ersten Woche fand eine sehr gut besuchte öffentliche Versammlung in der Abende, in Genf, statt, an der Prof. Gilbert Murray, vom Völkerbund, Prof. Barany und Mr. Hudson über Frieden und Weltanschauung sprachen.

Die tätige Arbeit fand einen schönen und würdigen Abschluß durch einen Gottesdienst in der kleinen, malerischen Kirche von Yverdon, von Hrn. Jodel, Pfarrer der Gemeinde Gland, auf liebenswürdige Weise zur Verfügung gestellt worden war. Eingetragen von Violin- und Orgelvortrügen, ergriffen das Wort die Pfarrer Jodel von Gland und Aubourg von Lausanne, sowie Vertreterinnen der F. F. F., vorgetragen wurden die Schillerlieder „Die Freiheit“ und „Gottfried Keller's Gedicht „Frühlingsglaube“.

Internationale Frauensekretariate in Genf.

Um eine möglichst enge Verbindung mit dem Völkerbund und allen seinen Bestrebungen zu Gunsten der Frau und Kinder und zu Gunsten des allgemeinen Friedens herzustellen, hat der große „Internationaler Frauenbund“, dem unser „Bund Schweizerischer Frauenvereine“ angeschlossen ist, schon seit über einem Jahre in Genf ein ständiges Sekretariat im Saule 7 Boulevard Helvetique eingerichtet. Dieses Bureau untersteht der Leitung einer der hervorragendsten Schriftführerinnen des B. F. W., Madame Helene Monastier, die jedoch der letzten Zeit in die Schweiz zurückgekehrt ist. In diesem Bureau sind Karten für eine Verammlung des Völkerbundes erhältlich, auch wird auf Wunsch Tee gereicht.

Mädchenchuldirektorinnen.

Fast überall noch, bei uns so gut wie in Deutschland — im Gegensatz zu den romanischen Ländern — liegt die Leitung der Höheren Mädchenchulen und der Unterricht in den oberen Klassen überwiegend in den Händen von Männern und das Vordringen fähiger Frauen in solche Ämter begegnet noch überall dem Widerstande der Behörden und der männlichen Kollegen.

Im Jahre dieses Winters mußten in Deutschland in nicht weniger als 3 Städten löcherige Kampfen weibliche Direktorinnen durchgeführt werden. In Hamburg, wo kürzlich Frau Emma Beckmann, die Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, zur Direktorin einer staatlichen Höheren Mädchenchule ernannt worden ist, hat der Kampf der Lehrerkräfte gegen diese Ernennung besonders heftig geübt, und die Tagespresse gab ihren Angriffen nicht bereitwillig Raum. Weibliche Rämpfer spielen sich aber bei der Wahl einer Direktorin für ein Städtisches Lyzeum in Halle a. S. und der Wahl einer Direktorin in Düsseldorf ab. Jedoch bedeutet die Tatsache, daß die Frau sich solche Stellen trotz aller Feinde, die ihr in den Weg geworfen werden, zu erringen vermag, ein Frauenerfolg, den folgerichtige Opposition in Konkurrenz nicht schmälern können.

England steht nicht anders da, sondern hat um die weibliche Schulleitung ab. Diese ganz aus der Welt zu schaffen, daran ist in England, das darin eine lange Tradition besitzt, nicht zu denken. An Mädchenchulen, wo die Lehrerkräfte der Hauptplache

nach weiblich ist, läßt sich wohl nach Ansicht der englischen Schulmeister auch nicht viel dagegen sagen. Anders liegen die Dinge in gemäßigten Schulen, wo die Lehrer und Lehrerinnen in die Arbeit teilen und von der Lehrer also in die sein männliches Geschlecht beizubringen, was immer weniger weiblicher Leistung arbeiten zu müssen. Auch da können die Schulmeister — was ihnen nie wohl — rechtlich nichts tun. Dagegen können sie, wie die Schweiz, Lehrerinnenvereine berufen, die Mitglieder ihrer Organisation finanzielle Unterstützung zu leisten sie sich weigern, unter einer Direktorin zu arbeiten.

Die Leiterin des Sekretariats in Genf hat die Unterstützung in der englischen Presse hervorgerufen zu haben. Aus Tagesblättern und Zeitschriften brachte „The Roman Leader“ Äußerungen, die ihn scharf zurückließen. „Ein Mann, der es für unwürdig hält, unter einer Frau zu arbeiten, die sich für einen leitenden Posten als fähig erweisen hat, kann kaum gelehrt sein, der Jugend einen vernünftigen Gehalt (compensation) zu zahlen.“ In der „Daily Mirror“: „Ich weiß nicht, was Eltern empfinden müssen, die hoffen, ihre Kinder zu einer Heiligkeit zu erziehen, wenn sie entdecken, daß diese selben Kinder während ihrer Schulzeit möglicherweise unter dem Einfluß von Männern stehen werden, die eine Mentalität besitzen, wie sie diese Null Conference (an der obiger Befehl gefaßt wurde) offenbart hat.“ So leitete ein anderes Blatt seine Betrachtung ein.

Und bei uns? — wehren sich sogar noch die Frauen dagegen, unter weiblicher Leitung zu stehen! „So seltsam ist am grünen Holz, was soll am dürren werden!“

Eine Negerkabin als Kerkern in der Frauenbewegung.

„Sojourner Truth“, das war ihr Name, und in der Geschichte der Frauen soll er unerschütterlich sein. Aber wer hat es gedacht, wer hätte gedacht, daß eine Sklavin eine ganze Verammlung der gebildeten Frauen reiten könnte?

Wie war in den Vereinigten Staaten, in Ohio, ganz im Anfang der Frauenbewegung, Ohio war damals nur durch einen Fluß vom Staatesgebiete getrennt, und das Genf, die Not, der Jammer des Staates offenbarte sich hier den Menschen früher als anderswo. Hier schrieb Harriet Beecher Stowe ihren Roman „Onkel Toms Hütte“, den wir alle, in seiner gekürzten Form, als Kinder gelesen haben. Und hier wirtete Sojourner Truth, eine Frau mit glühendem Herzen; einen ganz gewöhnlichen Wäscher, Verkünderin, Verkünderin nicht achtend, der hinter ihr herzog, reiste sie durch das Land, um zum Kampfe gegen die Sklaverei aufzufordern. Hauptächlich ihr Verdienst war es, daß sich überall Gruppen und allmählich große Vereine bildeten. Wir wissen alle, wie später, 1861 — 65 ein riesiger blutiger Krieg die Befreiung der Sklaven erganz.

Im Jahr 1848 verfasste sich ihrer eine kleine Schar, von einhundert Männern unterstützt, in Seneca Falls, im Staate Newyork, und stellte hier — als Gegenstück und Ergänzung einer Erklärung, die ein Jahr vorher gegenüber den Männern erlassen hatten — ihre Unabhängigkeit fest und um eine „Erklärung der Empfindungen“ (Declaration of Sentiments) auf, von ihrem Hauptanpunkte aus. — Ein Sturm von Feindschaft braulte auf, Gefächter und Gehörs in den Zeitungen, Schimpfreden, Unterangaprophegeungen von den Kanzeln und Pulken. — Doch die Bewegung ging weiter. Jeder im Jahr veranlaßte sich mehr Frauen, schloßen sich bildende Männer in größerer Zahl an, fanden in neuen Staaten Verfassungen statt. Das Leben in den Zeitungen begann sich in lästige Ermüdung, in Annerkennung zu verwandeln. Aber immer stand noch ein Gehaltshaus den Frauen gegenüber.

In Ohio hatten die Frauen nach ihrer ersten Verammlung ein Memorial für die Regierung ausgearbeitet und dadurch in einem einzigen Jahr die Zahl ihrer Anhänger verdreifacht. Man wollte sie in einer zweiten Verammlung ihren Standpunkt noch deutlicher klären und befestigen. Die gebildeten Frauen und Männer der Zeit waren anwesend, aber auch die besten Gegner der Bewegung.

Die Sitzungen fanden — es war im Jahre 1851 — in einer Kirche statt.

Wir hatten keine Plätze gewonnen. Nichts kam zur Verfügunge als ein leerer Hofplatz, der von einer Negerin bewohnt war. Wir haben ja nicht über gehört, wie verachtet die Neger noch heute in Amerika sind, wie sie vielerorts noch heute vor einem Weissen das Trottoir der öffentlichen Straßen verlassen müssen. — Welche Empörung mußte damals diese Negerin erwecken, wie sie da lag, eine zierliche Gestalt, diese Kirche, die gepflanzt in den besten Gärten der Welt stand, und die die besten Weiber man konnte nicht denken — tänte es hier. Und „Sinaus mit der Schwärzen“ tänte es drüben. Aber die Negerin schritt kaum weiter, auf die Rednerbühne, zum Präsidentenpost hin. Und hier

Sinnliche Knüpfepische.

Von Maria Weele. (Schluß.)

Nicht das gesamte finnische Gebiet ist an der Ausbildung der Aya beteiligt, sondern nur seine westlichen und südwestlichen Landstriche, sowie ein Teil seiner mittleren und nördlichen Bezirke. Das höchste Finnland kennt den Knüpfepisch überhaupt nicht. Das kommt daher, daß die Aya, wie schon ihr schmeißerische Name verrät — die finnische Bezeichnung „ryijy“ ist ebenfalls schmeißerisches Besitztum — skandinavischen Ursprungs ist. Allen Anzeichen nach waren es die schwedischen Kolonisten der finnischen Küstengebiete, die den in ihrem Mutterlande allbekanntesten Knüpfepisch hier einführen ließen. Von hier drang er nach dem Innern vor. Doch der finnische Boden feiner Entwicklung besonders günstig war, ist unverkennbar. Nicht nur die große Zahl der erhaltenen Teppiche erweist das, mehr noch die außerordentliche Schönheit so mancher Stücke.

Das reichgestickte, farbenprächtige Gebilde, als das sich die finnische Aya des 17. bis 19. Jahrhunderts darstellt, hat sich aus unbefriedigendem, von hier allmählich entleert. Nach dem zu schließen, was aus Bestandaufnahmen, Kaufverträgen und Nachforschungen darüber zu ermitteln ist, waren die meisten Aya des Mittelalters, ja noch des 16. Jahrhunderts groß, schwer, langhaarig und ungemüßert, höchstens von einem andersfarbigen Rand umgeben oder leicht geteilt. Einer Sorte reicher gemusterter finnischer Aya wird im 18. Jahrhundert Erwähnung getan. Solche Stücke bildeten ausnehmend damals eine Seltenheit und waren dementsprechend gefaßt. Sogar das künftige Schloß in Stockholm bezog aus Finnland von diesen gemul-

terten Aya, offenbar weil Schweden nichts Ebenbürtiges zu liefern hatte. Wohl im Laufe des 17. Jahrhunderts ist dann die gemusterte Aya von allgemeiner Verbreitung gelangt, denn die ältesten datierten der erhaltenen Stücke, die aus dem Ende dieses Jahrhunderts stammen, und weitere barmalig bestimmbar Aya belegen für diese Zeit einen bereits ansehnlichen Mutterreichtum. Von da an blühte die Ayaerstellung in Finnland weiter, bis auch ihr die unheilvollen Folgen der Industrialisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts den Boden entzogen.

Die Mutter der Aya sind zum großen Teil — in der Frühzeit wohl ausschließlich — geometrischer Art. Quadrate und Rechtecke, Dreiecke und Kreise, Streifen und Zierformen kreuz und quer sind die Grundmotive, auf denen sich der Ayaerstellung erweitert und bereichert sich der Kreis der Formen durch allerlei Pflanzenwerk wie Bäume und Blumen, namentlich Tulpen, durch Menschen- und Tierfiguren, Kronen und Herzen, Namensbuchstaben und Jahrgablen und anderes mehr. Dabei haben zwei Teile die Mutterbilder und Mutterkreise als Zierformen der fremdenförmigen Motive eine unerschütterliche Rolle gespielt. Diese sind die gewöhnlichen Motive, welche die Aya des und das übernommen, es aber bald genug wieder in ihre eigene Tonart umzuformen gewußt. Es ist überaus reizvoll, an den verschiedenen Stücken zu verfolgen, wie rasch und weitgehend unter der Hand der finnischen Werkstätten sich ein eingeführtes Motiv seine Gestalt ändert, bis es in ursprünglicher Art bis zur Unkenntlichkeit entzweigt wird, bis es schließlich in einem Gegenstand — im Gegenteil! Wo die „Degenerierung“ am weitesten geht, ist er bei oft in den eindrucksvollsten Neuschöpfungen. Das

vollständige finnische Kunstempfinden drängt fortgesetzt auf Geometrisierung der Formen hin. So geht auch das lebendige Pflanzenwerk schließlich in abstrakte Gebilde über. Der ausdruckstarke Prädikat, der solchermäßen durch Vereinfachung und Steigerung der Einzelformen erreicht worden ist, kommt gerade unserem heutigen Formempfinden sehr entgegen.

Daß bei den Künstlern und Kennern in so hoher Wertgeschätzung stehen, haben die finnischen Aya jedoch nicht so sehr den Vorzügen ihrer Mutter zu verdanken als vielmehr der beiderseitigen Schönheit ihres Farbenbildes, die sie in eine Linie mit den besten Gemälden aller Zeiten stellt. Aber auch das ist nicht ohne einen gewissen Preis zu zahlen. In den letzten hundert Jahren sind die Ayaerstellung, auch dem sie zwar lange Zeit — noch im 16. Jahrhundert — sich mit den Naturfarben der Schafwolle, Weiß, Schwarz und Grau, begnügt und höchstens diese miteinander zu einfachen Mustern verbunden hatte. Dann ist zunächst die gelbe Farbe allgemeiner geworden, die in Finnland unter den Pflanzenfarben überhaupt an erster Stelle steht. Die Vorkühnungen von Gelb und Schwarz schloß Johann im 18. Jahrhundert vor dem Blau gemischen zu sein, zu dem sich nun häufig Scharlachrot gesellte, während man im 19. Jahrhundert offensichtlich eine Vorliebe für die Verbindung von Grün und Rot besaß. Die farbige Pracht und Vornehmheit der Aya des 18. Jahrhunderts, für die der Dreifarb Schwarz-Blau-Gelb überhaupt an erster Stelle steht. Die Vorkühnungen von Gelb und Schwarz schloß Johann im 18. Jahrhundert vor dem Blau gemischen zu sein, zu dem sich nun häufig Scharlachrot gesellte, während man im 19. Jahrhundert offensichtlich eine Vorliebe für die Verbindung von Grün und Rot besaß. Die farbige Pracht und Vornehmheit der Aya des 18. Jahrhunderts, für die der Dreifarb Schwarz-Blau-Gelb überhaupt an erster Stelle steht. Die Vorkühnungen von Gelb und Schwarz schloß Johann im 18. Jahrhundert vor dem Blau gemischen zu sein, zu dem sich nun häufig Scharlachrot gesellte, während man im 19. Jahrhundert offensichtlich eine Vorliebe für die Verbindung von Grün und Rot besaß.

Die Frage, ob die finnische, überhaupt die nordische Aya zum asiatischen Knüpfepisch in irgend ein

dem Abhängigkeitsverhältnis steht, ist noch nicht ganz geklärt; doch wird, wer sich eingehender mit ihr befaßt, geneigt sein, sie zu verneinen. Die einzige gewichtige Überzeugung zwischen den beiden ist die Gleichheit der Knüpfungsart, der Symmetrien — an sich für einen unmittelbaren Zusammenhang schloß nicht sein Beweise. Denn diese höchst einfache Knüpfungsart ebensogut unabhängig an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten „erfunden“ — durch Entlehnung eingeführt worden sein. Im übrigen ist bei näherem Zusehen zwischen den beiden Teppidgruppen weit mehr Gleichendes als Gemeinsameres festzustellen: in ihrer Verwendung, in dem Verhältnis von Stoppenanordnung und Grundfarbe, in der geometrischen Ornamentik selber, die langhaarigen Knüpfepische, die sich in der Ayaerstellung als bei den orientalischen. Und was die morgenländischen Motive anbelangt, die in den finnischen Aya allerdings vorkommen, so sind sie diesen augenfällig auf dem Umwege über allgemein europäische Musterbücher übertragen worden. Wenn wir nun bedenken, daß die skandinavischen Aya in früheren Zeiten meist schmutzlos einfarbig und dabei sehr langhaarig waren, und wenn wir ferner wissen, daß mit ihnen plummen Bären- und Schaffelle unter dem Betzgezeug aufgeführt werden, liegt die Annahme nahe, sie seien überhaupt in Nachahmung von Tierfellen entstanden. Uebrigens wurden im Norden, wie Graubunde erweisen haben, schon zur Bronzezeit vilesartige Gewebe hergestellt, wenn auch nicht in derselben Knüpfart.

Wer über die Aya und alle damit zusammenhängenden Fragen sich gründlich unterrichten will, hat die Möglichkeit, sich in der finnischen und arabischen Abteilungen reiche Veröffentlichungen von Prof. U. T. Sirelius, auf welche sich die vorliegende Überlebid

legte sie sich langsam auf die untere Treppentreppe nieder. Sie trug ein graues Kleid, einen weichen Turban und hielt ein Sonnenschirmchen über sich gepulmt.

Am dem Präsidentenpult stand damals Mrs. Gage, eine hochgebildete Frau, Mutter einer großen Familie; ihre freie Minute ihres arbeitsreichen Lebens hatte sie ihrer Fortbildung gewidmet. Sie war heute zum ersten Male Präsidentin in einer so großen und wichtigen Versammlung. Eine der Komiteedamen nach der andern stieg zu ihr hinauf, führend: Schiden Sie doch die Negrier fort! Sie wollen, was für uns auf dem Spiele liegt! — Sie will sie doch zu Mr. W. führen, sie will sie doch in alle Himmeln! Denken Sie doch, wie viel Freude wir sonst schon haben! — Aber Frau Gage ließ vorläufig die Negrier ruhig an ihrem Plage. Sie eröffnete die Verhandlungen.

Die erste Sitzung erfüllte den Vormittag, die zweite den Nachmittag, die dritte den Abend. In den Zwischenzeiten ging die Negrier umher und versuchte ein Heftchen, auf dem mit großen Buchstaben die Namen der Lebenseingesetzten im Sojourner Truth. Zu Beginn jeder Sitzung konnte man sie wieder auf ihrer Treppe sitzen sehen, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die großen Hände gestützt und den Sonnenschirm aufgeschraubt über dem Kopfe. So lag sie unbeweglich, die Verarmung mit ihren großen, schwarzen Wangen betragend.

Auf der Plattform vor ihr drängten sich die Gegner. Einer erklärte den Frauen den Wert der Dinge ihre Selbstbestätigung. Ein anderer suchte in furchenlanger Rede alle Beweise für den höheren Intellekt des Mannes zusammen und leitete davon das Recht auf Vorrang ab. Ein dritter schwang seine Bibel: Christus sei ein Mann gewesen! Christus sei als Mann geboren! Sein ganzes Dasein sei ein Beweiss für die höhere Natur der Männer. Und endlich trat ein vierter in den Vordergrund. Er sprach die Sünde sei durch Eva in die Welt gekommen, durch die erste Mutter, das erste Weib.

Es waren Geisteskräfte unter diesen Rednern. Und auch die amerikanischen Frauen waren damals sehr fähig, und ungewohnt, öffentlich zu reden. Die eine und andere begann in ihrer Ansprache zu schwanken. Ohnmächtiger Zorn brannte in anderen. Würde, eine, auch nur eine, den Mann zu überwinden, erwiderte auf den Donner von so viel schwallender Gelehrsamkeit? — Die Galgenbuben auf der Empore grinsten und rissen Witz.

Völlig nach Sojourner Truth auf, trat auf die Rednertribüne und legte ihr Sonnenschirmchen vor sich nieder.

„Lassen Sie sie nicht reden! Lassen Sie sie um Gotteswillen nicht reden!“ führten blasse Lippen von links und von rechts der Präsidentin zu. Aus der Vorkühlergasse erklang Lachen.

Sojourner Truth stand da, aufrecht, gewaltig. Sie wandte den Kopf zur Präsidentin hin und schaute sie an aus ihren großen Augen. Und die Präsidentin gebot Ruhe. „Sojourner Truth hat das Wort!“

Da erhob die Negrier ihre Stimme. Eine ganz tiefe Stimme lei das gewesen, und sie habe zuerst gele gesprochen; doch habe man sie nicht gehört. Richtig gehört, Richtig gehört, der Frau in den Stühlen der Negrier und auch auf der Empore, wo die Wurzeln schon zum Pfeifen beide Finger in den Mund steckten.

Ueberall sei ein Aufruhr, begann die African ihre Rede, in ihrer vernehmlichen Sprache. Die Negrier im Süden und die Frauen im Norden, alle sprachen von ihren Rechten und brachten die weißen Männer in Verlegenheit. Und was sagten die denn dazu?

Sie deutete mit dem Kopf gegen den Herrn, der zuerst gesprochen. „Der Mann dort darf sagen, Frauen muß man in ihre Equipagen helfen, muß sie über die Unbequemlichkeiten des Bodens wegheben, muß ihnen überall den besten Platz geben. — Niemand hilft mir je in einen Wagen, niemand hebt mich über die Köcher im Wege, niemand gibt mich den besten Platz. Und bin ich nicht eine Frau? — Stolz und häcker schwall ihre Stimme. „Schaut mich an! Schaut meinen Arm an!“ Sie entblöhte ihren rechten Arm bis zur Schulter und zeigte die mächtigen Muskeln. „Ich habe gepflügt, ich habe gepflanz, ich habe in die Scheuern gemulmet: kein Mann half mir. Und bin ich keine Frau? — Ich werkte wie ein Mann und konnte essen wie ein Mann, wenn ich es bekam. Und bin ich nicht eine Frau? — Ich habe dreizehn Kinder geboren und habe sie in die Sklaverei verkauft, wenn ich meinen Mutterjüngern hinausginge, hörte mich niemand an als Selus. Und bin ich keine Frau? — Und dann reden sie von diesem Ding da im Kopf. Wie nennen sie es schon? „Intellect“, flüsterie ihr jemand zu.“ „So ist es. Was hat das zu tun mit Muggers Recht? Wenn meine Knie nur einen Viertelzoll höher wären, würde ich nicht eine Gemüthsstörung vor dir, doch du mich meine kleine Talle nicht füllen lassen müßt.“ Sie wies mit dem Finger auf den Herrn, der den Grund vorgebracht hatte und erwiderte jubelnden Beifall.

Und jener kleine Mann in Schwarz dort, der sagt, Frauen können nicht loval Rechte haben wie Männer, denn Christus ist ein Mann gewesen? — Die Präsidentin rief dann den Namen der Negrier aus, gestrichelt, die Augen voll Glanz. Woher ist dein Christus gekommen? Woher ist dein Christus gekommen? — Von Gott und einer Frau!

gründet, in englischer Ausgabe zu benutzen, während sie bis vor kurzem nur in finnisch- und schwedischer Sprache vorlag. Einen orientierenden Aufsatz aus der Feder des gleichen Gelehrten enthält auch die zur Ausstellung herausgegebene Wegleitung des Kunstgewerbemuseums, die ebenfalls mit Abbildungen ausgestattet ist. Keine noch so getreue Abbildung jedoch vermag es, einen Begriff zu geben von dem unvergleichlichen Wohlklang und dem lebigen Schmuck der Farben, von dem lebendigen Zehn- und zehnerlei der Töne, wodurch die besten unter diesen Augen Auge und Sinn in ihren Bann zwingen.

Neue Bücher.

Eleonora Dufe, Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. v. Edward Schneider. (Insel-Verl., Leipzig). Es ist wohl eine der besten Bücher, die einem dahingegangenen Künstler Leben und Wirken über das Gras hinaus sichern, ein Buch, das Seite für Seite, festlich, fehn, rein und gut im Wollen ist. Biographisches nur wenig und mehr als Nachtrag. Nichts für die Neugierde; keinerlei sensationelle Entfaltungen. Dies der farge Bericht über Eleonora Dufes Leben: 1859 ist sie in Wiesbaden in der Kommode geboren als Kind eines Schauspielerspaars. Mit drei Jahren tritt Eleonora zum ersten Mal auf, als Colette in den Miferables; ist dann bis zu ihrem vierzehnten Jahre als Marie engagiert. Sie lernt die bittere Armut kennen; der Hunger treibt sie sogar eines Tages zum Diebstahl (einer Scheibe Weins). Die Mutter stirbt im Spital. Mit der Truppe zieht Eleonora von ihren kleinen Bühnen zu anderen, wo sie ihren hohen Gehalt und Ansehen verliert, bis sie von ihren Kollegen vielfach verkannt, mangelndem Demittung-

Dann wandte sie sich zu jenem, der Eva als Beweismittel gebraucht hatte. Sie sprach voll Witz, voll Feuerlichkeit. Jeder sah tiefen Beifall. Und sie schloß mit den Worten: „Wenn die erste Frau, die Gott erschaffen hat, so hat gemacht ist, daß sie die ganze Welt in die Welt hat umschließen können, so daß die obere Seite nach unten gekommen ist, so sollten diese Frauen zusammen es doch vermögen, sie wieder umzudrehen, so daß die rechte Seite wieder oben kommt. Und da sie es wollen, so ist es doch das Geheiß, die Männer lassen sie es tun!“ — Was sich der Sturm von Beifall gelegt hatte, fügte sie bei: „Dank dafür, daß ihr mich angehört habt, und daß ihr hat euch die alle Sojourner nichts mehr zu sagen!“

„Jauchzen, Jubeln. Hunderte von Händen streckten sich ihr entgegen. Und so hat die alle Negrier Mann den Tag der Frauen erreicht. Sie lebte noch im Jahre 1881, 110 Jahre alt.“

Dr. H. A.

Zürcher Mailfi-Tag.

Auch dieser Sommer treffen sich wieder im alten Zürich die erstenen Zürcher Mailfi aus Stadt und Land, aus den verschiedensten Wohnortorganisationen. Sie wollen in der Freude bei gemeinamem Spiel und Gesang und in der Sammlung um das Refektor: Autorität und Freiheit, von Frä. Marie Louise Schumacher, erfahren, daß sie zusammengehören trotz der Verschiedenheiten von Beruf und Heim. Junge Mädchen sind herzlich eingeladen, sich mitzuführen. Die Tagung ist festgesetzt auf Samstag, den 28. und 29. März, im Refektor auf Sonntag, morgens um ca. 9 Uhr. Amrich von Zürich aus ab Samstag um 15 und 18 Uhr und Sonntag um 6 Uhr. Seutlager und Frühstücksstafas gegen kleine Entschädigung. Selbstverpflegung. Bei ungenügender Mitterung Verpflegung um 8 Tage. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Hanni Greninger, Gloriastraße 55, Zürich 7, Telefon Sp. 38.02.

Frauenverbagen.

Dem Schweiz. Zentralverein für das Frauenwesen ist kürzlich von einer ungenannten Person ein Betrag von 8000 Fr. überreicht worden. Diese Summe soll den Grundstock bilden für eine schweizerische Stiftung für Laubbildung.

Die französische Malerin und Kunstflämmerin, Kelly André, die Tochter des bekannten Geschichtsforschers des Porzellans und der Keramik, Albert Jacquemart, hat das berühmte Institut für die Frau in Paris in ihrem Erben eingesetzt. Dieser Tage ist auf ihren Beifall ein Erbenamt in Genéve für ihr Grabmal eingeweiht worden. Das Institut de France hat sich im Ertrag zu der Fester begeben, der Präsident der Académie des sciences morales et politiques, A. G. Leva, hielt dabei die Weherede. Durch diese großartige Schenkung ist das Institut de France Eigentümerin ausgedehnter Besitztümer und Kunstschätze geworden. Das ganze Geschloß von Chaillot, der Arbeit, einer Kapelle, Parks um und das Palais auf dem Boulevard Souffray gehört dazu, das hervorragende Denkmäler der italienischen Renaissance, Gemälde von Rembrandt, von Dürer und viele andere Kunstschätze in sich schließt. Zur Erhaltung und Erweiterung der so geschaffenen beiden Museen sind telegrafisch fünf Millionen Franken bestimmt worden.

Die internat. Frauenbewegung und die Frage des Arbeiterinnenchutzes (Schluß.)

Schieden sich die Geister schon in der Frage des Mütterchutzes sehr wesentlich, so trat die Gegenständlichkeit der Auffassung erst recht in der Diskussion zu Tage, die sich um die grundsätzliche Ablehnung jedes s o n d e r e n Arbeiterinnenchutzes drehte. Die Kommission hatte interim dahingehenden Antrag folgende Fassung gegeben:

„Es solle keine besondere gesetzliche Regelung der Frauarbeit, verschoben von der, die für Männer bestimmt ist, den Frauen auferlegt werden. Der einzige Weg, der mit der innern Richtung der Arbeiterinnenbewegung übereinstimmt, um zugleich die Wohlthat des Arbeiters und seine vollständige Genesung sichere, sei derjenige, der durch die Natur der Arbeit und nicht durch den Unterchied des Geschlechts bedingt ist.“

Die Engländerinnen hatten auch hier eine schärfere Fassung vorgeschlagen:

„Alle gesetzlichen Regelungen und alle Beschränkungen, die den Arbeiterchutzes zum Ziele haben, müssen auf die Natur der Arbeit gegründet sein. Jedes internationale System der verschiedenen Gesetzgebung für beide Geschlechter muß, ungeachtet vorübergehender Vorteile, in Zukunft anzuwenden, wie als ein Ergebnis die Veränderung der Arbeiterinnen und die Besserung ihrer Löhne und Gehälter haben. Daher sei auch das Verbot der Nachtarbeit für Frauen in der Industrie (Washington 1919) und in

der Landwirtschaft (Genf 1921) zu verurteilen, aber jede Uebererkenntnis zu begrüßen, die die Nachtarbeit von Männern und Frauen gleichmäßig regle. Ebenso sei die Uebererkenntnis über den Gebrauch von Weiblich in der Industrie zu verurteilen, die von Arbeitern nur gewisse Einschränkungen beim Gebrauche von Weiblich auferlege, die Frauen aber vollständig von dieser Industrie ausschliesse. Es sei ferner die Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß die Arbeit der Bergigkeit bei beiden Geschlechtern verhängnisvoll beeinflusse, Fehls- oder Totgeburten hervorbringe und in verschiedener Form auf die Nachkommenschaft wirke, sei es, daß es der Vater oder die Mutter ist, die dadurch verurteilt werden.“

Eine außerordentlich interessante und leidenschaftlich bewegte Diskussion knüpfte sich an diese beiden Anträge. Verloren wurden bei von einem großen Teil der Engländerinnen, zum Teil von den Norwegierinnen und Schwedinnen, und besonders heftig von einem Teil der Amerikanerinnen, der kleinen, aber sehr rührigen Gruppe der National Woman's Party, die als „Internat. Delegates“ an den Verhandlungen teilnahm.

Sie gingen dabei von zwei Gesichtspunkten aus. Einmal dem, daß der Mann als Vater ebenso vor den Uebeln der Industriearbeit, wie Nachtarbeit und Weiblichergiftungen, zu schützen sei, wie die Frau als Mutter; denn die Schädigungen, aus dieser Arbeit würden ebensoföhr durch ihn wie durch die Mutter auf die Nachkommenschaft übertragen. Eine Behauptung allerdings, zu der der gesunde Menschenverstand von heute noch ein großes Fragezeichen machen wird. Gewiß ist Nachtarbeit für den Mann schädlich und die Tendenz, sie immer mehr einzuschränken, wird von jedem logisch Denkenden nur begrüßt werden. Aber ist es nicht für die Frau, die eine Familie hat, schädlicher als für den Mann. Denn die Frau als Mutter hat nicht die gleichen Möglichkeiten des Ausruhens wie der Mann. Würde ihr dieser auch alle Hausarbeitsarbeit während des Tages abnehmen — wie ganz Extreme verlangen —, damit sie den Schlaf nachholen könne, so werden eben doch die Kinder ihre Mutter brauchen, denn sowohl wird man die Welt nicht auf den Kopf stellen können, daß auch die Kinder untertags schlafen und ihre Mutter in Ruhe lassen.

Und in Bezug auf die Weiblichergiftungen gilt ähnliches. Gewiß sind sie für den Mann schädlich und gewiß können diese Schädigungen auch auf das Kind übertragen werden. Aber sicher ist diese Schädigung weniger groß als durch die Mutter, bei der sie während 9 Monaten Tag um Tag auf das werdende Kind und vielleicht erst noch nach der Geburt durch das Stillen auf den Säugling einwirkt.

Der andere Gesichtspunkt war der einer doktrinarischen Theorie von der völligen persönlichen Freiheit der Frau und ihrer absoluten Rechtsgleichheit mit dem Manne — „equal right's“ —, wie das Schlagwort der National Women's Party lautet. Die Frau, die nach völliger Befreiung von allen einengenden Gesetzen strebe, könne logischerweise doch nicht nun einen Sonderchutzes verlangen, der sie nur wieder in einer andern Domäne wie ein unmündiges Kind behandle. Die Idee der Schutzegebung sei ein Produkt der Zeit, als die Frauen wirtschaftlich und politisch noch völlig hilflos waren und es nötig hatten, wie Kinder beschützt zu werden. Heute aber soll sie als ein freies menschliches Wesen in freier Verantwortung selbst entscheiden, ob und welche Arbeit sie aufnehmen, wann und wo sie sie niederlegen oder unterbrechen wolle. Anderes sei der freien Frau unmündig; der Sinn des Feminismus bestehe gerade darin, nach der absoluten Gleichheit von Mann und Frau auf allen Gebieten zu streben und jede, die diese absolute Gleichheit nicht wolle, sei keine wahre Feministin. Ueberdies habe ja die Frau von heute mit dem Stimmrecht das Machtmittel in der Hand, sich durch Gesetze die günstigsten Arbeitsbedingungen schaffen. „Bisher beschützte man das Geld der Frau“ — meinte eine Engländerin (sarkastisch) — „indem man sie davor bewahrte, eigenes Geld zu haben; beschützte man ihre Kinder,

einem Zimmer ins andere stellen. So ruhelos war sie. Einmal hatte sie in Florenz gleichzeitig drei Wohnungen; zwei davon hat sie nie bezogen. Und doch schrieb sie gleichzeitig einer Freundin: „Ich habe nun kein leeres Zimmer mehr und leide darunter unbeschreiblich. Ich habe meine Bücher, meine Sachen nicht, und so sehr ich mir Mühe gebe, mich innerlich abzuklären, so habe ich doch keinen Ort, wo ich allein sein kann, kein Zuhause und nichts von all dem Trauten, das in dem Worte liegt.“

Raum mit ein paar Anbeutungen wird des großen bitteren Erlebnis, das Eleonora Dufes Leben so schwer verdundelte, ihrer tragischen Liebe zu D'Annunzio gedacht.

Edward Schneiders Buch will zeigen, wie Eleonora Dufe entwirrt, wirtschaftlich zuerzucht, leidet, wie sie die Wärme der Wärme ihrer Seele bis zum letzten Atemzug schenken wollte, das undantbare alte Europa verlassen mußte und im fernem Pennsylvanien, in dem Ruß und Raub von Pittsburgh am 21. April 1924 gestorben ist. Dem Buche voran geht das Motto aus Romain Rollands „Leben und Weisungen“. „Nicht die reine ich Heiden, die durch Weisungen oder durch Güter liegen. Der Mensch geht durch sein Herz, aber die Kräfte unter ihnen gelegt hat, der Mann, dessen Leben hier erzählt werden soll: „Ich kenne keine andern Kräfte des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen.“ Ohne große Gewinnung kein großer Mann, ja selbst kein großer Künstler, noch ein bedeutender Mann der Zeit, nur höchste Köhler der menschlichen Gattung, die mit ihr zu Grunde gehen. Der Erfolg soll sie wenig kümmern. Der Erfolg heißt es, nicht groß scheitern. Daß die Welt einen solchen Selben in ihrer Art, eine solche edle Kämpferin wie die Dufe die zum traurig-

Für die Hausfrau.

Ein Appell zu gegenseitiger Hilfe.

Es gibt wahrlich noch viele Hausfrauen bei uns, denen nicht bekannt ist, daß das untere und das mittlere Rhodetal zu den fruchtbarsten Obstegebieten unseres Landes gehören, wo nicht nur Birnen, Äpfel, Pflaumen, sondern auch Pfirsiche und Aprikosen gedeihen. Bis weit hinauf an den jünger Jahren reichen die Obstgärten. Sie haben über dreißig Jahre in die Obstkulturen mit Sorgfalt und Umgebung betrieben. Wie der Weinbau, eine Neben-, so muß der Obstgärtner seine Bäume hegen und pflegen. Gerade dieses Jahr wird ihm seine Mühe durch eine reichliche Ernte entlohn.

Aprikosen und Pfirsiche kommen gegenwärtig in großen Mengen auf unseren Märkten zum Verkauf. Es ist für die Walliser Bauern eine Lebensfrage, ob sie ihre Früchte zu löhnenen Preisen absetzen können. Da es sich um Qualitäten handelt, sollte es unseren Hausfrauen nicht schwer fallen, Walliser Früchte zum Robellen und zum Einmachen zu kaufen.

Vor wenigen Tagen ging unter dem Titel „Der Schweizermode-Gedanke gilt auch gegenüber der Landwirtschaft“ ein Aufruf an die Konsumenten durch die Presse. Die Frauen wurden ersucht, nicht immer die ersten fremden Früchte und Gemüse zu kaufen und dann, gestützt, unsere einheimischen Produkte beiseite zu lassen.

Unser Beobachtung zeigt, daß die zahlreichen Hinweise auf die Notwendigkeit des Zusammenhaltens auch bei unseren Hausfrauen schon gut gewirkt haben. Aber es kann noch viel mehr getan werden. Die Schweizerinnen mögen es sich daher angelegen sein lassen, bei der Auswahl Aufnahme der einheimischen Obst- und Gemüse der Walliser Aprikosen, und Pfirsichen mitzuwirken. Schweizermode.

indem man ihr verwehrt, ihr Wort und zu sein; beschützte man sie vor den Streitigkeiten der Politik, indem man ihr das Stimmrecht vorertheilt!“

Mit ebensoviel Ueberzeugung und Wärme, wie ebensoviel schlagerfertiger Bereitbarkeit versucht man aber auf der Gegenseite die Notwendigkeit eines besonderen Arbeiterinnenchutzes, indem man schärft darauf hinweist, daß es doch nicht der Sinn der Frauenbewegung sein könne, in einer den Gleichmächtern die andersgeartete Natur der Frau loszujagen zu verlegen, sondern im Gegenteil! Eben im Interesse ihrer Mutteraufgabe und ihres anders gearteten physischen Könnens sei es eine der Hauptaufgaben der Frauenbewegung, dieser besonderen Natur und Aufgabe der Frau in dem freiwillig keine Unterdrückung machenden Wirtschaftsprozess Anerkennung zu verschaffen. Geschlossen traten die französischen Frauen für diese Auffassung ein, namentlich sprach die Vertreterin der französischen Arbeiterinnerevereine warm dafür. Es sei in erster Linie Sache der Arbeiterinnen, über diese Fragen zu entscheiden, und sie wünschten die Aufrechterhaltung und den weitem Ausbau dieser Schutzeetze. Nebenbei äußerte sich Miss Furuhelm aus Finnland: Finnland habe eine zwanzigjährige Erfahrung mit dem Frauenstimmrecht und doch haben die Arbeiterinnen nicht gefunden, daß sie auf die Schutzegebung verzichten könnten. Wenn die Arbeiterin auch das politische Stimmrecht habe, in der Industrie sei sie trotzdem hilflos. Ebenso sprach sich Belgien für die Schutzegebung aus, ebenso Desterreich, Italien, ebenso die Vertreterinnen Deutschlands, die sich außerordentlich Mühe gegeben hatten, die Notwendigkeit des Arbeiterinnenchutzes nach allen Seiten zu beleuchten und die sehr wachsam immer zur Stelle waren, um replizierend einzufragen zu können: Die Aufhebung des Arbeiterinnenchutzes wäre eine große Gefahr für die Frau, es würde sie nur wieder zum Arbeiterbestitzer machen, das auf der Strecke bleibt, ohne dann mehr die Möglichkeit zu haben, ihre geistigen Kräfte zur Entfaltung zu bringen und ihre kulturelle Aufgabe als Familienmutter erfüllen zu können. Feminismus sei letzten Endes nicht Selbstzweck, sondern ein Weg zur Humanisierung der Welt.

Auch die Vertreterinnen des stark industriellen Australiens und des großen angelegenen amerikanischen Frauenverbandes, der

zu Grunde gehen läßt, dagegen richtet sich die bittere Anklage des Buches. Aber wird die Welt je diese ihre stillen Heiden und Streiter erkennen? Und ein kaum zu löhnenes Rästel wird es für die Lauen und Stumpfen je und je sein, wo sie ihre Heiligen und Wohlthat von Gott und den reinen Zielen erfüllen suchen muß.

Die Dufe wollte ein eigenes kleines Theater gründen. „Ich will mein Theater haben, und ich bekomme es auch! Ganz klein. Aber da will ich wirklich einmal „Werke“ herausbringen! Die Jugend rufe ich auf, natürlich zuerst meine Landsleute, doch dann die andern. Klein soll der Raum sein, mit gefalteten Wänden und mit ganz einfacher Bühne. Kein Zierat und so gut wie keine Dekorationen. Nur Bänke sollen sie und Gott mit mir dienen. Denn es ist ein Buch, unter der Erde, wie die ersten Christen!“

Dieses Theater ist ihr nie geworden. Sie mußte ihre letzten Kräfte in mühsamen Gastspielreisen aufreiben. Ueber diese äußeren Miferfolge hinaus aber leben wir, wie die Grenzen ihres Wissens sich weiten, und wie sie aus dem engen Bekanntheit des diesseitigen Lebens hinausdrängen. Sie beschäftigt sich mehr und mehr mit der Religion, und im letzten Ringen um die Selbstkenntnis äußert sich ihr Wollen zur Klarheit. Sie findet den Sinn des Lebens darin, daß sie das Gute in sich sichtbar werden lassen muß; und was sie kämpfend für sich errungen hat, will sie aus reinem Quell und Ighantenlos, so wie sie geben und vermitteln kann, als Künstlerin von edelstem Gepräge, an die Menschheit weitergeben. Sie ließ Augustin, Thomas von Aquino, Thomas von Erbe und ihre Erbauung „Am liebsten war ihr das Gebet, das der Seltsame täglich am Fuße des Kreuzes zu sprechen pflegte.“ (Zerlesung folg.)

„Ligue of Women Voters“, stellten sich restlos und ohne Vorbehalt auf den Boden des Arbeiterinnenstimmrechtes. Letztere erklärten, daß zwei ihrer größten Autoritäten in sozialen Fragen, Miss Grace Abbott vom amerikanischen Gesundheitsbureau und Dr. Alice Hamilton von der Harvard Universität in Ohio, den Arbeiterinnenstimmrecht als eine absolute Notwendigkeit betrachten.

Mit außerordentlicher Spannung erwartete man nach dem heißen Kampfe, der sich durch Stunden und Stunden hingezogen hatte, die Abstimmung. Man war sich auf beiden Seiten wohl bewußt, um was es ging. Mit 91 gegen 78 Stimmen wurde der eingangs erwähnte Antrag der Kommission auf grundsätzliche Ablehnung eines besonderen Arbeiterinnenstimmrechtes abgewiesen und damit auf die frühere in Rom gefasste Resolution zurückgegriffen, daß Sondergesetze zum Schutze der Frauen wenigstens nicht gegen ihren ausdrücklichen Willen ihnen auferlegt werden sollen. (S. Jus Suffragii, Juli 1926.)

Leider ist nun einer angesehenen deutschen Frauenzeitschrift der Irrtum unterlaufen, gerade diesen abgelehnten Kommissionsantrag, wie auch den ersten Teil des englischen Antrages im Wortlaut als angenommen zu veröffentlichen. Vielleicht sind die alarmierenden Betrachtungen, die den Weg auch in unsere schweizerische Presse gefunden haben, z. T. auf diesen Irrtum zurückzuführen.

Allerdings ist es den Engländerinnen gelungen, noch am zweitletzten Tag, als alles schon müde und der Kongreß schlecht besucht war, an Stelle ihres an die Kommission zurückgewiesenen Antrages eine immerhin wesentliche Modifikation desselben mit einem kleinen Mehr durchzubringen. Es ist nun freilich zu fürchten, daß diese nur als die Ansicht des Kongresses und die Auffassung der gesamten Frauenbewegung gestempelt werden wird in der bekannten oberflächlichen Art, wie solche Dinge verallgemeinert zu werden pflegen. Diese englische Resolution hat folgenden Wortlaut:

„Dieser Kongreß ist der Meinung, daß jedes internationale System unterschiedlichen Arbeiterstimmrechtes auf der Grundlage des Geschlechtes — trotz zeitweiliger Vorteile, in eine Tyrannei ausarten und zu einer Absonderung der Arbeiterinnen sowie zu neuen Hindernissen in der Lohnfrage führen kann.“

Er richtet daher an die angeschlossenen Verbände die dringende Bitte, ihr Augenmerk auf die Notwendigkeit einer besonders sorgfältigen Überwachung aller solchen Vorschläge zu richten, um, wenn notwendig, unverzüglich lakrimförmig eingzugreifen.“

Zieht man nun das Fazit der gesamten Diskussion und Abstimmung über diese sehr wichtige und tief in das Leben der arbeitenden Frauen eingreifende Frage, so darf gesagt werden, daß im Ganzen nur England (und auch nicht das gesamte) und ein kleiner Teil Amerikas die doktrinaire Theorie von der absoluten Freiheit und Gleichberechtigung der Frau bis zur letzten Konsequenz aufstellen und verteidigen, daß dagegen die Ansichten auf un-

serm Kontinente zwar nicht einheitlich sind, daß aber doch die Mehrzahl der kontinentalen Länder wie Deutschland, Frankreich, Belgien, Desterreich, Italien, die Schweiz usw. für eine Differenzierung zwischen Frauen- und Männerarbeit und für die Beibehaltung und den weiteren Ausbau des Arbeiterinnenstimmrechtes eintreten.

Der Umstand, daß unter den Engländerinnen auch eine Angehörige der englischen Arbeiterpartei, Mrs. Whit-Lawrence, sehr temperamentvoll für grundsätzliche Ablehnung aller besonderen Arbeiterinnenstimmrechtes eintrat, hat uns allerdings etwas nachdenklich gemacht. Sollte vielleicht, wie es seinerzeit bei den Stimmrechtstämpfen in Amerika und England der Fall war, der Westreitungsstempel der Frau auch hier wieder seine besonderen Formen annehmen, Formen, die, wie wir sie damals als uns Kontinentalen nicht gemäß ablehnen mußten, so auch heute wieder ablehnen müssen? Im Grunde genommen aber doch nur verschiedene nationale Ausprägungsformen eines und derselben Grundzieles?

Bei aller Toleranz jedoch, jedem Lande die ihm gemäßen Formen dieses Kampfes zuzuerkennen, ist eben dies dabei das Bedenkliche, daß sie von den Gegnern unserer Bewegung aufgegriffen und ironisierend und diskreditierend als ein „Mene-Tefel“ der Öffentlichkeit an die Wand gemalt werden. „Sie fordern Schutzgesetze, die nicht sie, die Frauen, sondern den Vater ihrer Kinder gesund erhalten sollen“, oder: „Es sei nach den Beschlüssen der

Pariser Tagung die Frage zu prüfen, ob die Frauenbewegung durch ihre feindliche Haltung gegen diese Schutzbestimmungen nicht Gefahr laufe, zu einer einseitigen Standesbewegung zu werden, so daß deren Vertreterinnen nicht mehr das Recht hätten, im Namen aller Frauen zu sprechen“ hieß es kürzlich ebenfalls im Bund, aber an anderer als der schon erwähnten Stelle (Nr. 300). Es ist selbstverständlich, daß wir uns gegen solche Auslassungen zur Wehre setzen, weil sie entgegen allen Tatsachen ein schiefes Licht auf unsere Bewegung werfen und Verwirrung zu stiften geeignet sind. D.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, Telstr. 19 (Telephon 25.13).

Feuilleton: Gertrud Heberer, Zürich, Hausmeyerstr. 33 (Telephon S. 28.49).

Wir zählen zusammen 147 Jahre,

meine Frau und ich. Wir nehmen an, Ihr beliebter Virgo (Kaffeesurogat-Moccamischung) habe viel dazu geleistet, dass wir dieses Alter erreichten.



1. Liter in S. 248

Ladenpreise: VIRGO 1.50, SYKOS 0.50, NAGO, Olten

Wald-Kurhaus WEISSENBURG-BAD

Thermal- u. Luftkurort I. Ranges = 900 m über Meer
Linie Spiez-Montreux

Einzigartige Lage inmitten grossartigen Naturparkes. - Vorzügliche Ausflugsgelegenheiten nach allen Richtungen. - Vollständig renoviertes Kurhaus. - Komfort, Ruhe, Unterhaltung (Orchester, Tennis, Billard u. s. w.) - Ganz vorzügliche Küche. - Garage.

Eine Kur mit dem gipshaltigen Weissenburger Thermalwasser heilt nicht nur Bronchialkatarrhe, chron. Katarrhe der oberen Luftwege, Pleuritis, Asthma Exudate, sondern sie wirkt auch vorwiegend gegen die gefährtesten Krankheiten während den nassen Jahreszeiten. Keine Lungenkranken. Solbäder, Fichtennadel- und Sprudelbäder. Pension von Fr. 10.— an. Spezialarrangement für Familien. Haecy & Jenni, Bes.



Geistig und körperlich überarbeitete Personen stellen ihre Arbeitskraft u. Energie wieder her durch den täglichen Gebrauch des



Orig.-Fl. 3.75, sehr vorteilhaft. Orig.-Doppelfl. 6.25 i. d. Apt

Privatkochschule Widmer

Wilkonerstr. 53 - Zürich 7 - Tel. Hott. 29.02
Prospekte und Referenzen durch Fr. R. Widmer.

Abonnements-Bestellung für die Administration des „Schweizer Frauenblatt“, Zürich, Str. 43

Die Unterzeichnete bestellt hiermit das

„Schweizer Frauenblatt“

auf die Dauer von 1/1 Jahr zu Fr. 3.20
1/2 „ „ „ 5.80
1/3 „ „ „ 10.30

Ort und Datum: Unterschrift:

H Süsse, frisch gepflückte z. Sterilisierte geeignete Veltliner Heidelbeeren
1x5kg Kistch. Fr. 5.50
2x5kg Kistch. Fr. 10.50

Preis- und Brombeeren zu gleichen Preisen Voll-Gewicht
Alpenbienenhonig zu Fr. 4.80 per Kilo
Prima echten alten Veltliner in Korbfässchen von ca. 7 Liter Fr. 2.50 per Liter
Alles franko gegen Nachnahme
P. Plozza, Brusio
Importgeschäft - Veltliner-Produzent



Anstricken von Strümpfen, auch feingestrickter, und (30)

Ersätzen der Füsse aller gewobenen, einschliesslich seidener Strümpfe. Aus 3 Paar 2 Paar oder mit neuem Tricot, Wolle, Baumwolle. Verkauf neuer Strümpfe.
Strumpfwerkstätten Zürich
Inh. W. Tröndle.



Gratis erhält jede Dame, die Hausgebäck herstellt, bei Ein-sendung ihrer ge-nauen Adresse das prächtige Heft „**Garnieren der Torten**“, worin lehrreiche An-leitung und Re-zepte zum Glazieren und hübschen Gar-nieren von Gebäck. Dies Gratis-Angebot gilt nur für kurze Zeit. Schreiben Sie des-halb heute noch an: J. N. H. H. S. p. c. h. O l t e n.

An die Hausfrauen und Töchter

Wo decke ich meinen Wäschebedarf ein?

Ganz sicher dort, wo man gut und reell zu konkurrenzlosen Preisen bedient wird und das ist im

Wäschehaus

A. ANKLIN-BORER
OLTEN

Telephon 640 Postfach U b 795

Ich offeriere bei Mindestabnahme von 10 Meter:

- Baumwoll-tücher für Leibwäsche** gebleicht, 75, 80 und 90 cm breit, von einfachsten Calico bis zum feinsten Maco, von 75 Cts. an bis Fr. 1.00
- Finesse und Flanelletts** von Fr. 1.40 an bis Fr. 1.60
- Baumwoll-tücher für Leintücher** doppeltfädig, gebleicht, 155-170 cm breit, von Fr. 2.40 an bis Fr. 3.40
- Bayn für Bettanzüge** 135 cm breit, von Fr. 2.20 bis 2.50
150 " " " " 3.-
- Küchenschürze** Glasierter prima Bernsteine von Fr. 1.10 an bis Fr. 1.60
Handtücher, prima Bernsteine von Fr. 1.20 an bis Fr. 1.90
Küchenschürzen, la. Bernsteine von Fr. 2.20 an bis Fr. 2.40
Auf Wunsch kann sämtliche Wäsche konfektioniert geliefert werden unter billiger Berechnung.

Lieferung kompletter Brautausstattungen

Alles garantiert la. Schweizerware. Der Versand erfolgt nur gegen Nach-nahme. Ein Versuch wird Sie zu meinem ständigen Kunden machen.

HOFLICHT EMPFIEHLT SICH: DER OBIGE.

12 Glace-Rezepte

die in jeder Haushaltung auf die billigste und einfachste Weise, ohne Glace-Maschine hergestellt werden können.

PREIS nur Fr. 1.50.

Zu beziehen bei **FRAU THELM-REUSS, Amriswil** (Thurgau)
(NB. Bei Bestellung genügt Postkarte)

Für die Güte und absolute Wirkung der bekannten Ein-reibung gegen

Kropf und dicken Hals „**Strumasan**“

zeugt u. a. folgendes Schreiben aus Zürich: Ich hatte meine Frau und zwei Töchter, die an dicken Halsen mit Atmungsbeschwerden ge-litten haben und nun mit ihrem bewährten Mittel „Strumasan“ vollständig ge-heilt sind. A. F. Prompte Zusendung des Mittels durch

Jura-Apotheke, Biel, Juraplatz
Preis: halbe Fl. Fr. 3.—
1 Fl. Fr. 5.—

Haus Meienberg
Jonä bei Rapperswil a. Zürichsee

Kuranstalt für weibl. Nervenleidende u. Erholungsbedürftige
Prospekte durch die Besitzerinnen und Letterinnen:
Dr. med. S. Stier. N. Hiller. 73

VOLKSHAUS DAVOS

mit Frauen- und Mädchenheim
Pension von Fr. 5.50 an.
Schöne Zimmer, gute Verpflegung
Alkoholfreies Restaurant
Passantenzimmer.

Frauensschule Sonnegg

Ebnat-Kappel (Toggenburg)
Halbjahres- und Jahreskurse zur **allgemeinen Frauenbildung**, Kinderpflege und Erziehung, Arbeit in Haushalt und Küche, Theoretische Fächer.
Kindergärtnerinnen-Kurse mit behördlicher Anerkennung.
Eintritt Mitte September und Mitte April.
Prospekte und nähere Auskunft durch die Letterin **HELENE KOPP.**

Das Erholungsheim im Lütisbach, OBERAGERI (800 m ü. M.) Kanton Zug

bietet das ganze Jahr Ruhe- und Erholungsbedürftigen sowie Feriengästen ein behagliches Heim. Zu näherer Auskunft sind gerne bereit:
Schwester **Hanna Kieseling**, Schwester **Christine Nadig**, (Offene Tuberkulose wird nicht aufgenommen)

Bad Pfäfers 45 Minuten von Ragaz

Am Eingang zur weltberühmten **Taminaschlucht mit Thermalquelle** 37 Grad Celsius (65)
gegen Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Reconvaleszenz und Altersschwäche.
Prospekte auf Verlangen. Direktor: **Karl Stoettner.**